Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 201. Bromberg, den 20. Oktober 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

(3. Fortsetzung.

III.

In Dettenheim herrschte großer Jubel. Frau Rosi hatte ihrem Gatten zu den zwei blondlockigen Buben und Mädchen geschenkt. Hans Wilhelm hatte eine launige Glückwunschdepesche geschickt, und der glückstrahlende Großpapa Süren ließ die Frühjahrsbestellung in unverantwortlichem Leichtsinn liegen und ritt nach Dettenheim hinüber. Wäre der alte Verwalter nicht so auf dem Platze gewesen, so wäre in Süren alles drunter und drüber gegangen. Dafür spielte sich der alte Herr von Süren aber auch als die beste Pflegerin auf.

Er trug Rosi die Milch herbei, er las ihr vor und schleppte das Kleine im Zimmer herum. Albert von Dettenheim hatte schon lachend gesagt: „Er tut wahrhaftig, als ob e r hier der neugebackene Vater wäre, aber ich denk' nicht dran, mir meine Würde rauben zu lassen." Rosi wollte sich ausschütten vor Lachen, wenn einer den andern immer wegdrängeln wollte von dem spitzenbehangenen Moseskörbchen.

Ein paar Wochen später kam Hans Wilhelm den Sonntag über zu Besuch. Ganz unverhofft. Er müsse doch das neue Weltwunder besichtigen, meinte er zu Rosi, die er eben in der Halle traf.

„Und ob das ein Weltwunder ist!" gab sie stolz zurück. „Pechschwarze Augen hat sie!"

Hans Wilhelm war paff. „Ach nicht doch! Wo blaue Augen und blonde Haare doch gewissermaßen Erbschaft sind, bei den Sürens sowohl als auch bei den Dettenheimern?"

„Ja, denk' mal! Ich bin ganz trostlos!" Sie plinkerte lustig mit den Augen, und der Bruder meinte überzeugt: „So siehst du aus!"

Und dann stand er vor dem kleinwinzigen Menschlein, das so wohlig schlief, die geballten Fäustchen an die Bäckchen gedrückt.

„Ach Gott, was ist solch ein Dingelchen süß!" flüsterte er und holte tief Atem.

Mit überirdischen Augen stand Rosi daneben, und ihre warmen Blicke streichelten förmlich über das Menschenpüppchen hin. „Ja, es ist etwas Goldiges, Goldiges! So ein Kindchen mutet ganz an wie ein Wunder aus Gottes Händen." Dann knüpfte sie ohne weiteres daran an. „Ja, Hans Wilhelm, so was könntest du auch schon haben! Denk' mal, wie der Papa sich da freute!"

Zum erstenmal brachte ihn dieser Hinweis in Verwirrung. Er wurde glühend rot.

Erstaunt betrachtete ihn die Schwester. Und dann fragte sie ihn aufs Gewissen: „Hans Wilhelm, du wirst ja so verlegen! Bist du nicht mehr frei?"

Er wehrte ab.

„Was du denkst! Darf ich nicht mal verlegen werden, wenn du von kleinen Kindern sprichst? Das ist doch nur ein Beweis meiner Unverdorbenheit."

Rosi lachte, aber überzeugt war sie im stillen doch, daß da etwas im Spiele sei. Der Eintritt ihres Mannes hinderte sie jedoch, sich noch näher mit Hans Wilhelms Herzensgeheimnissen zu beschäftigen. Bei Tisch wurde die Frage aufgeworfen, ob Rosi im Sommer ein Bad aufsuchen solle. Der alte Hausarzt hatte es dringend geraten. Sie wollte aber nicht.

„Ich begreif' das nicht!" Süren war ernstlich böse. „Tante Dettenheim ist solch wirtschafliche, zuverlässige Hüterin für das, was du hier zurückläßt. Du mußt es bestimmt tun."

Hans Wilhelm erklärte, sie sei zum Umblasen, und er stehe für nichts, wenn sie so halsstarrig bleibe.

Darauf meinte Rosi wieder: „Ich habe nun endlich die ideale Schlankheit der feinsten Modelinie erreicht, und ich denke nicht dran, mir die vormaligen Kugelhüften im Bade wieder anzumästen."

Der Vater schritt dagegen. Diese Spindeldürrigkeit der Glieder sei weder schön noch modern. Kurz und gut, wenn sie denn durchaus den Dettenheim zum Witwer und ihre drei Kinder zu Waislein machen wolle, dann mög' sie nur dableiben und alle Tage um fünf in die Milchkammer rennen und im Trabe bleiben bis abends um zehn, da könnt' es ja schließlich im Herbste so weit sein, daß sie fertig sei, um in den Sarg steigen zu können.

Dettenheim, der „arme Witwer" in spe, stieß natürlich dem Schwager und Schwiegerpapa ins Horn, denn sechs Wochen Vogelfreiheit locken auch den glücklichst verheirateten Ehemann. Und beim Nachtisch hatte man sie glücklich so weit, daß sie einverstanden war, ein paar Wochen in einem Seebade zuzubringen.

Dann kam noch eine wichtige Frage zur Erledigung. Wie sollte man die kleine Dettenheimerin heißen? Die wunderbarsten Namen kamen aufs Tapet. Aber Rosi wehrte sich entsetzt gegen diese Euphrosynen, Jolanten, Ursulas, Beaten.

„Um Himmels willen nicht solch einen Klosterfrauennamen, sondern einen frischfröhlichen Deutschmädelnamen: Martha, Marie, Grete, Lieschen oder so!"

Das war dem Bruder zu wenig vornehm. So heißt jedes Handschuhmacherkind, das ist nichts! Er schlüge Leony, mit der Abkürzung Lo, vor.

Rosi witterte sofort persönliche Beziehungen zu diesem Namen, aber sie ließ sich nichts merken.

Scheinbar gedankenvoll wiegte sie den blonden Kopf. „Das klingt! Nicht wahr, Männchen?"

Aber Männchen fand das nicht.

„Leony klingt ausländisch und nicht frischfröhlich deutsch!" Die Abkürzung indes gefiel ihm. Das wäre was für die Jungen; kurz und schneidig. Man könne doch an Stelle von Leony den bekannteren Namen Charlotte setzen.

Aber freilich, das ging!

Auch Hans Wilhelm stimmte zu. Und wenn man ihn geprügelt hätte, er hätte doch nicht sagen können, was für ein Name eigentlich zu der kurzbündigen Erklärung gehöre. So ging es schon in einem hin. Und er hob sein Glas und ließ sein kleines „Lottepatchen" leben. Nach Tische zog er sich zurück, um einen Brief an seine Rätselhafte zu schreiben.

Es war ihm so eigen warm ums Herz. Er sah das glückliche Familienleben der Schwester, und zum erstenmal teilte er die brennende Sehnsucht des Vaters, auch in Süren drüben ein solch gemütliches Nest mit blonden Buben und Mädeln zu haben. Aber wie gelangte er zu der Frau?

Das Mädchen, das ihn unausgesetzt beschäftigte, war ihm persönlich völlig fremd. Vielleicht war sie so häßlich, daß er sich nie würde entschließen können, sie zu heiraten.

Aber der Gedanke wurde gleich wieder von ihm verworfen. Nein, wenn sie häßlich wäre, dann würde sie das einfach sagen. Sie war unbedingt eine klare und wahrheitsliebende Natur. Aber sie war vielleicht sehr arm? Du liebe Zeit! Das war die Sache, die am wenigsten ins Ge-

wicht fiel. Und wenn sie nicht imstande war, sich ein Brautkleid zu beschaffen, dann würde er ihrs eben kaufen. Sie brauchte nur ja zu sagen. Drüben in Süren standen die Spinde und Truhen voll köstlichen Tafel- und Bettleinens. Wunderbare Gewebe. Vom herrlichsten Damast bis herab zur Küchenleinwand. Es war eine richtige Sammelleidenschaft seiner verstorbenen Mutter gewesen, einen ungeheuren Schatz der schönsten Wäsche zusammenzutragen. Ursprünglich waren ja auch drei Mädchen dagewesen. Wer wollte es der Mutter verargen, daß sie schon so zeitig daran dachte, eine gute Aussteuer zu beschaffen.

Als Rosi dann geheiratet hatte, war oft die Rede davon gewesen, wieviel noch da wäre, obschon Rosi geradezu fürstlich ausgestattet worden war.

Das lag nun noch alles da, von der braven Mamsell mit rührender Treue gepflegt und verwahrt. Es bestand also doch gar kein Hindernis. Und er setzte sich hin und schrieb, und der Brief wurde ein einziges Flehen, sie möge ihm doch endlich eine Zusammenkunft gewähren. Er würde für entsprechende Begleitung sorgen, wenn es ihr peinlich wäre, mit ihm allein zu sein, obwohl er sich selbstverständlich nur in der ritterlichsten Weise benehmen würde, wohl berücksichtigend, was er der Dame, die zu heiraten er fest entschlossen sei, an Rücksicht schulde. Er hätte sie so liebgewonnen. Sie sei so frisch und lieb, wie er immer seine Braut gewünscht habe, klug, aber nicht verbildet. Und kurz und gut! Er wünsche jetzt zur Klarheit zu kommen. Als er das alles geschrieben, schüttelte er den Kopf über sich selbst. Wenn Rosi das wüßte! Er freite um ein Mädchen, das er noch nie gesehen . . . aber dann warf er den Kopf zurück. So kurzsichtig war er denn doch nicht, um aus diesen Briefen ganz und gar verkehrte Schlüsse zu ziehen. Es gab ja einfach gar keinen Grund, an ihr zu zweifeln.

Schön! Wenn sie also so war, wie sie sich gab, so wollte er nur eben mit beiden Händen zugreifen. Dann war sie eben der gediegene Charakter, nach dem er jahrelang vergebens gesucht.

Eine leise, feine Andeutung fügte er noch bei, daß er gar nicht nötig habe, nach einem vermögenden Mädchen auszuschauen. Überaus zart und taktvoll hatte er das ausgedrückt. In gelinder Erregung schloß er den Brief.

Dann wechselte er den Rock und ging ins Dorf, um ihn eigenhändig in den Kasten zu werfen. Er wußte, daß Rosi ein bißchen neugierig war, und so sehr ihm sonst ihre derbe Art zu scherzen gefiel, diese ganze Sache war ihm zu ernst, zu heilig; darüber hätte er nicht lachen hören können. Und sie würde ganz bestimmt darüber lachen, denn „durch die Zeitung" klingt zu sonderbar.

*

Ein wunderbarer Junisonntag war es, an dem Lo sich den Brief auf Amt 10 abholte. Sie hatte ihre „freie Woche", das heißt, Mi mußte in dieser Woche das Kochen besorgen, und so machte sie vor Tisch noch einen kleinen Bummel durch den Park.

Interessiert besah sie die geputzten Kinder, die lachenden Mädchen, die schlendernden Herren.

Manchen scherzhaften Zuruf, den die Kinder tauschten, fing sie auf. Ab und zu auch einen bewundernden Blick aus Männeraugen, der über ihre blühende Gestalt in dem schlichten, weißen Batistkleide hinstrich. Das wellige, braune Haar umrahmte duftig ihr frisches, ausdrucksvolles Gesicht, dem die dunkelbewimperten Grauaugen einen eigenen Zauber verliehen. Der weiche, weiße Hut mit dem Vergißmeinnichtkranze verbarg nur zum Teil den dicken Knoten, zu dem sie den langen Zopf aufgesteckt trug.

An einer Straßenecke stand ein Blumenmädchen. Sie kaufte ein Sträußchen blutroter Nelken und schob sie in den Gürtel, dann ging sie langsam zurück. Eine Uhr hatte geschlagen und sie an das bevorstehende Mittagessen gemahnt. Als sie an Amt zehn vorbeiging, beschloß sie nachzufragen, ob etwas da sei. Und da bekam sie Hans Wilhelms letzten Brief.

Ein warmes Frohgefühl strömte durch sie hin. Für ihr einfaches, ereignisarmes Leben war dieser Briefwechsel eine Quelle der Anregung und reiner Freude. Sie war bei allem Frohsinn eine tief angelegte Natur, die wohl der leichten und seichten Geselligkeit entraten konnte, die aber zur vollen Entfaltung ihrer gehaltvollen Innerlichkeit gedrängt wurde, sobald sie fühlte, daß sie mit gleich- und hochgesinnten Menschen zusammentraf.

Ein stilles Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie den Brief in ihr Handtäschchen schob. Nachmittags wollten sie alle in den Wald. Dort draußen fand sich wohl ein Plätzchen, wo sie ungestört lesen konnte. Bis dahin hatte sie das eigenartig prickelnde Gefühl einer frohen Erwartung in sich. Herrlich! Und als sie sich in ihrem Stübchen das weiße Schürzchen umband, um beim Tischdecken zu helfen, da summte sie leise und glücklich den alten, wehmütigen Vers: „Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!"

Ja, später, wenn sie alt und verblüht sein würde, da würde sie sich all die hübschen Briefe wieder vorkramen und lesen . . .

Oder . . . wie denn, wenn das lachende, rosige Frauenglück, einem guten, aufrechten, geliebten Manne anzugehören, auch sie fand? . . . Und sie sah im Geiste einen stattlichen, schmucken Offizier vor sich, der so liebe, trauliche Briefe schreiben konnte, die ein so gutes, warmes Herz verrieten. Ach ja! . . . Plötzlich war der Wunsch da: Ich möchte ihn doch einmal sehen! Mit ihm reden, neben ihm hingehen und das tiefe, reiche Glück, ein Herz, das mich ganz versteht, gefunden zu haben, genießen . . .

Aber sie war ja so arm! Die Kirchenmäuse gelangen nie an Wurst und Speck. Sie seufzte ein wenig.

Am Nachmittag fand sich wirklich das stille Plätzchen, wo sie endlich lesen konnte. Sie hatten ein reizendes Fleckchen entdeckt, wo man zu rasten beschloß. Während Irma die mitgebrachten Vorräte zu einem kleinen Picknick ordnete, wobei ihr Mi behilflich war und Franz einem Zitronenfalter nachsetzte, stahl sie sich seitwärts in die Büsche. Unter einem prächtigen, dickstämmigen Baume fand sie, wundervoll umrahmt von grünem Gebüsch, ein bequemes Sitzplätzchen. Dort ritzte sie sorgfältig mit einer Haarnadel den Brief auf und las. Und ihre Augen wurden groß und blank in ungläubigem Staunen. Sie lehnte sich an den Stamm und sah wie träumend in die grüne Wildnis hinein. Stand da das Glück schon vor ihr? Oder war das Ganze etwa ein loser Scherz? Aber das war ja nicht möglich! . . . Lockende Bilder gaukelten um sie her.

Ein schöner, stattlicher Mann, dessen lautere, vornehme Gesinnung sie aus seinen Briefen kannte, warb um sie. Noch nicht unmittelbar, aber er schrieb, daß er sie mit aller Rücksicht behandeln wolle, die er seiner künftigen Gattin schulde. Aus guter Familie mußte er sein und stattlich und gesund wohl auch, sonst wäre er nicht Offizier. War sie nicht auch jung und blühend und von guter Herkunft? Die Mutter war eine Doktorstochter gewesen und hatte immer schon aus Rücksicht auf ihre Familie alles vermieden, was ihrem Ruf hätte schaden können. Dieser Umstand auch war es ja gewesen, der in Ernst Jakobus den Gedanken erweckt hatte, sie sei ein zwar nicht gepflegter, aber doch gut veranlagter Charakter. Wie, sollte es nicht möglich sein, daß zwei Menschen, die die höchste Wertschätzung auf Grund aufrichtigen Gedankenaustausches füreinander empfinden, sich liebgewinnen, wenn sie von Angesicht zu Angesicht sich sehen? Und wenn sie einander gefallen, was hindert sie denn, ferner Hand in Hand zu gehen?

Wie viele Ehen werden geschlossen, wo keine Rede ist von solcher Übereinstimmung des inneren Wesens! Kann nicht auch eine Ehe glücklich ausgehen, wo alles Äußerliche erst zuletzt bedacht wird? Sicher! Das ist ja erst das richtige Sichfinden!

Eine nie gefühlte Daseinsfreude zog durch sie hin. Nun war sie doch trotz ihrer Verborgenheit gefunden und geschätzt.

Dann kam auch schon wieder ein Schelmengedanke hoch: Also doch „die Zeitung" war der Vermittler gewesen! Ja, ja, was man schon verredet!

„Lo! Wo steckst du denn?" Die Blätter an den Büschen rauschten auf, als ob ein Gewand darüber striche, und durch die Zweige schimmerte Marias helles Kleid.

„Ich komm' schon!" Schnell schob sie den Brief in die Tasche und sprang auf.

„Du Ausreißer! Wo verträumst du wieder die Zeit? Das schöne Vesperbrot unserer guten Alten verachtest du! Ach, und die Anisplätzchen schmecken ja so fein! Komm' schnell! Franz entwickelt wieder den richtigen Goliathappetit. Der macht tatsächlich aus so einem Dinge bloß zwei Bissen. Und sowas will mal Pastor werden!"

Es war Marias feste Überzeugung, daß sich die Würde des geistlichen Amtes und ein gesegneter Appetit nicht miteinander vertragen.

Lo mußte lachen. „Er ist im Wachsen! So laß ihn schon! Gut essen und trinken hält Leib und Seele zusammen!"

Da lachte auch die Schwester. „Ja, der Erkenntnis scheinen die meisten geistlichen Herren zuzuneigen, denn ein magerer Pastor ist so selten wie ein weißer Hirsch."

„Stimmt!" Und sie lachten beide. Und lachend und übermütig scheuchten sie den Bruder von der Blechdose auf, die die Anisplätzchen enthielt und die er, innig an sich gedrückt, im Arme hielt.

Es war ein wunderschöner Nachmittag, den sie da draußen verlebten.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter verschlossenen Toren.

Im größten Gefängnis der Welt. — Auf 14 männliche Gefangene eine weibliche. — Richtblock, Prügelblock und Gefangenenorchester.

Die räudigen Schafe der menschlichen Gesellschaft machen es zur Notwendigkeit, Einrichtungen zu schaffen, in denen Widerspenstige gezähmt und Unverbesserliche abgesperrt werden. Zucht oder Besserung? Das war lange die Frage, die mit viel Eifer und Leidenschaft von Berufenen und Unberufenen erörtert wurde. Heute hat sich vielfach der Standpunkt durchgesetzt, daß es in erster Linie neben der Freiheitsbindung der Übeltäter Aufgabe der Gefängnisse sei, bessernd zu wirken und die Gefangenen der menschlichen Gesellschaft in einem Zustande zu übergeben, der sie tätig ihr Brot auf ehrliche Weise verdienen läßt. Sehr scharf ist dieser sogenannte „humane Strafvollzug" ausgeprägt in der hamburgischen Strafanstalt Fuhlsbüttel, die mit ihrer Aufnahmefähigkeit von über 4000 Strafgefangenen heute die größte Strafanstalt der Welt ist.

Wie sieht es in diesem Kleinstaat von Übeltätern aus? Schwer wuchten die Mauern um diese abgeschlossene Welt, die Individuen mit blutigen Händen birgt, mit mordbeflecktem Gewissen, und solche, die Not oder Leichtsinn oder Unüberlegtheit ins Gefängnis brachte. Vom nahen Flugplatz herüber dröhnt das Surren der Motoren, in Grünanlagen spielen Kinder mit lachenden Augen, goldene Sonne überzieht Busch und Strauch, wie ich Einlaß begehrend vor dem schweren Tor stehe. Der Schlüssel knarrt im Schloß. Geräuschlos fast bewegen sich die Tore in den Angeln. Noch eine Tür, und noch eine. Dann stehe ich im Hof. Mauern, Gebäude mit vergitterten Fenstern; menschenleer scheint alles. Nur in dem Drahtverhau dort schreitet ein Posten mit Gewehr eintönig auf und ab. Schwer und drückend legt es sich auf die Seele. Viertausend Menschen harren in den Gebäuden, pressen vielleicht hier und dort das Gesicht gegen die Gitter, die Freiheit ersehnend. Viertausend Menschengeschicke. Wer von ihnen wird den Weg zurückfinden zur Ruhe geordneter Arbeit? Wer wird straucheln immer von neuem wieder und schließlich ein Ende mit Schrecken finden? Jene Anstalt I birgt 700 Männer, diese Anstalt II 600. Und in der anderen Anstalt sind 360 weibliche Gefangene, unendlich viele unter ihnen, die der Verkauf ihres Körpers auf der Straße der Hafenstadt zur Gesetzübertretung und zum Verbrechen brachte. Und doch überwiegen die Männer weitaus. Auf 14 männliche Gefangene kommt erst eine weibliche. Besonders bei den Frauen hofft man durch Anlernen zu praktischer Arbeit später Abkehr vom Lotter-und Verbrecherleben zu erzielen. In der Waschküche sind sie mit dem Reinigen von Wäsche für das Gefängnis selbst und für Krankenhäuser beschäftigt. In der Kochküche bereiten sie die Mahlzeiten für den Kleinstaat von 4000 Menschen. Diese Arbeiten erscheinen am zukunftsreichsten. Aber damit ist es längst nicht genug. Feine Kunststickereien und Filetarbeiten, schwierige Schneiderarbeiten und sogar kunstgewerbliche Erzeugung wird hier ausgeführt. Manche bringen die Fertigkeit von draußen mit; aber das sind die wenigsten. Angestellte und Vorarbeiterinnen bringen den „Neuen" die Übung bei. Manche, die ohne Kenntnis hierherkam, wurde bald selbst Vorarbeiterin, wenn sie Geschick und Fleiß hatte. Und es ist oft rührend und erschütternd zu sehen, mit welchem Eifer und welcher Freude sich Mädchen, die niemals zuvor solche Arbeit verrichteten, anpassen und vorwärts streben. Mit der neuen Fertigkeit wird ihnen vor allem ein neues Gefühl des Selbstvertrauens, das gänzlich geschwunden war, gegeben.

Die Männer finden dort Beschäftigung, wo ihr Beruf sie hinweist. Hier eilt der Hobel über das Holz, hier sirrt die Feile über das Eisen. Und wer kein Handwerk lernte, dem wird eine Tätigkeit beigebracht. Denn das ist der Grundgedanke. Die Gefangenen sollen nicht untätig in der Zelle sitzen, rachebrütend oder verzweifelnd, und eines Tages gebrochen oder schlimmer als zuvor ins Leben zurückkehren, — sie sollen den Wert und den Segen praktischer Arbeit fühlen und erkennen und später sich nützlich machen. Sie sollen Einordnung in den Gang des Lebens lernen. Bei manchen gelingt es, andere sind hartnäckig. Sie können oder wollen nicht aus ihrer Verbrecherhaut heraus und kehren immer wieder in das Gefängnis zurück, wenn sie nicht draußen ein gewaltsames Ende finden. Ob wegen etlicher Mißerfolge das neue System schlecht ist? Wer wagt das zu beantworten. Die Gedanken, die Triebfedern dieses bessernden Verfahrens waren, sind zweifellos gute und hohe. Wie der Erfolg sein wird, das muß die Zukunft lehren. Noch ist keine Abnahme, geschweige ein Verschwinden der Kriminalität festzustellen. Jeder Tag bringt neue Unheilsbotschaften, oft in solcher Schwere, daß der Menschenfreund am Gelingen jedes Besserungsversuchs zweifeln möchte. Ist doch selbst die Arbeitsstunde in den Gefängnissen benutzt worden, um Werkzeuge zu Ausbruchsversuchen anzufertigen. Als im vergangenen Jahr einige Zuchthäusler in Fuhlsbüttel einen wohlvorbereiteten Ausbruch unternahmen, stürmten sie mit Holzrevolvern, die in der Tischlerei heimlich angefertigt waren, auf den Posten in jenem Drahtverhau los. Der Posten ließ sich nicht verblüffen, sondern knallte die Rädelsführer nieder. Ausbruchswerkzeuge der raffiniertesten Art zeigt das kriminalistische Museum, das der Anstalt angegliedert ist.

Ausbrüche werden meist nur von lebenslänglich Eingekerkerten unternommen. Diese haben nichts mehr zu verlieren und setzen dann alles auf eine Karte. Ihre Absperrung ist natürlich viel strenger. Sie kommen nicht oder sehr selten in die Nähe der anderen. Diejenigen aber, die über kurz oder lang ins Leben zurückkehren, will man stärken und stählen. Da ist die Staatsdomäne Waltershof, die stets eine Anzahl Gefangene zu landwirtschaftlichen Arbeiten aufnimmt. Und in Glasmoor beschäftigt man ständig 250 mit Moorarbeiten. Besondere Sorgfalt wendet man mit Recht den Jugendlichen bis zu 21 Jahren zu. Sie hat man, um jede Berührung mit den Älteren zu vermeiden, nach der Elbinsel Hahnöfersand gebracht, wo sie landwirtschaftliche Arbeiten verrichten.

Mein Rundgang neigt sich dem Ende zu. Ein Blick noch auf die Guillotine, die 1917 ihr letztes Opfer forderte, und auf den Prügelblock, den man bis 1903 noch gebrauchte. Aus der Kirche klingt Musik. Das Orchester der Gefangenen spielt. Ernste Weisen sind es. Aber selbst heitere Töne könnten hier nicht heiter stimmen, so sehr auch alles auf Erleichterung und Mitgefühl eingestellt ist. Es ist eine bitterernste Sache, denen, die diese Mauern hinter sich lassen, den Weg zu ebnen.

In Sao Paulos unheimlichem Schlangenpark.

Der furchtlose Indianer als Schlangenwärter. — Seine Freundschaft mit der Boa constrictor. — Das Serum-Laboratorium. — Ein Besuch bei giftigen Spinnen.

In Brasilien betrug früher jährlich die Zahl der Todesfälle durch Schlangenbiß durchschnittlich 25 000. Nun ist sie auf ein Fünftel zurückgegangen dank dem Schlangenpark in der Stadt Sao Paulo und der Erfindung eines Serums gegen giftige Schlangenbisse. Aus dem ausgedehnten Land kommen täglich viele Pakete und Kasten, in denen sich Schlangen befinden, wofür die Absender Serum als Entgelt erhalten.

Es muß eine reizende Arbeit sein, diese delikaten Sendungen zu öffnen und den Inhalt zu sortieren auf: Giftig — Nicht giftig! Die giftigen Schlangen werden, wie in einem spannenden Aufsatz des Reisenden Bernhard Folkestad in „Tidens Tegn" zu lesen ist, auf kleine Inseln gesetzt, die mit Kanälen umgeben sind, so daß die Schlangen nicht entweichen können. Auf den Inseln hausen die Schlangen in kleinen Zementhütten mit Schlupflöchern. Aber sie ziehen es vor, die Ausgänge in Frieden zu lassen, und rollen sich drinnen in ihren Boudoirs zu gordischen Knoten zusammen und brüten über ihre und der Welt Bosheit. Die Bosheit der Welt ist für sie repräsentiert in dem kleinen khakigekleideten portugiesischen Indianer mit hohen Ledergamaschen und einem Stab, der mit einem Eisenhaken versehen ist. Wenn der Schlangenwächter kommt und die Schlangen aus ihren Löchern kramt, dann sausen sie fauchend und mit den Giftzähnen zustoßend durch das Schilf. Aber ihr Bezwinger ist unverwundbar, die giftigen Bisse gehen nicht hoch genug. Dagegen erreicht er die Schlangen gut mit dem Stock, und dem Griff des Eisenknöchels können sie nicht entgehen. Der Mann faßt die Schlangen sogar mit der bloßen Hand, gerade unter dem Kopf, hebt sie hoch und klemmt zu. Die Augen der Schlange schießen aus dem Kopf hervor, der Rachen, der sonst nur eine Nuß fassen zu können scheint, ist jetzt groß genug, um ein Kaninchen zu verschlingen. Der Leib schaukelt zitternd. Es ist eine Apotheose des Hasses und der Ohnmacht, was der Mann in seiner linken Hand hält, wenn er mit der Rechten den Eisenhaken hinter den Giftzahn setzt und zieht.

Da richten sich die Giftzähne auf und drücken gegen die Giftdrüsen, so daß das Gift hervorspritzt und glänzend an dem Stock herunterläuft. Der Indianer sagt dabei: „Eine Schlange lebt ein halbes Jahr ohne Futter, wenn ihr das Gift genommen ist, aber sie lebt ein ganzes Jahr, wenn sie das Gift behalten darf." Es scheint die Vitamine der Schlange zu sein. Der Schlangenmann wirft die Schlange zur Erde, sie faucht, rast und flüchtet. Ich betrachte mir den einen Daumen des Mannes, er ist blutrot und voll von Narben. „Ein Schlangenbiß," sagt er, „ich bekam sofort eine Einspritzung mit Gegengift, und mein Leben wurde gerettet — aber der Finger war kein rechter Finger mehr." Dabei

lächelte der Mann mit dem unheimlichen Handwerk und sah sich nach einem Reptil um, das ihn gereizt von hinten anfiel. „Willst du heute spielen?" fragte er gelassen. Wir folgen dem Manne durch den Schlangenbereich, er innerhalb des Zaunes, wir mit Freuden außerhalb. Es ist unglaublich, wie lebendig eine Schlange ist. Die Bewegungen sind wunderbar, der Stoß ist blitzschnell, der Rasereianfall so intensiv.

Eine wurde platt wie ein Riemen und fauchte wie eine Katze. Doch sie war nicht giftig. Die nicht giftigen werden in einem kleinen Park für sich gehalten. Sie verstecken sich am liebsten in dem Laub der Bäume, hängen in den Zweigen wie Lianen, gleitend und schleichend. Eine dicke Boa constrictor ließ sich plötzlich auf die Schultern des Wächters niederfallen, glitt in einer Spirale um seine Arme und Beine und verschwand in dem Schatten des Laubes. Er und die Schlange seien Bekannte, sagte der Schlangenhüter, sie seien sogar Freunde. Die Schlangen, fuhr er fort, hätten verschiedenartiges Gemüt. Hier z. B. liege ein Melancholiker. Die Schlange, die er meinte, hatte ihren eigenen Schwanz verschluckt, in ihr eigenes Ich gebissen, soweit sie kommen konnte! Nun lag sie da und verdaute sich selbst, starrte hin über ihre eigene unbegreifliche ringförmige Unendlichkeit.

Im Laboratorium des Schlangenparkes stehen Gefäße bzw. Kruken voll Abzapfungen mit Schlangengift sowie fertiggestelltes Serum. Ein Feld mit wohlgepflegten Pferden ist die eigentliche „Fabrik". Da gingen diese frommen Tiere und grasten — die Adern voll von Schlangengift, eingeführt in kleinen Dosen. Und wenn die Gärung vorbei ist, wird ihnen das Blut mit dem Gift, das Gegengift gegen Schlangenbisse, abgezapft. Es soll tausenden Menschen Rettung bringen.

Auch den giftigen Spinnen und Skorpionen statteten wir einen Besuch ab. Gott sei Dank saßen die Herrschaften hinter Glas und Rahmen. Aber sie sind auch so unheimlich genug. Welche Häßlichkeit und Bosheit. Eine von ihnen war einer kleinen Schlange ausgeliefert zur gelegentlichen Mahlzeit. Die zwei hatten nun sechs Wochen andauernd sich gegenübergelegen. Sechs Wochen lang hatte die Schlange ihren Kopf gegen den Teufel gerichtet und auf ihre Mahlzeit gewartet.

Brasilien ist, so erzählt der Reisende weiter, eine verzauberte Wildnis, in der die schönste Unschuld zwischen verabscheuungswerter Erfindung des Abgrundes und Hasses spielt, Schrecken und Jammer unlösbar miteinander verworren sind. Denn was kann z. B. mit einem kleinen, golden, rubinrot und himmelblau gefärbten Kolibri verglichen werden, der in der Sonne schwirrt, berauscht vom Spiel seiner Flügel, der aus abenteuerlichen Orchideenbechern trinkt und plötzlich von Abscheulichkeit und Untergang umschlungen ist, — einer Schlange? Die Natur Brasiliens fiebert, sie taumelt von schönen Erscheinungen und prunkenden Träumen, dampft vor Angst und Entsetzen, von weit unten am Meer durch Wälder und Flüsse, bis hoch hinauf zu den schneebedeckten Bergen.

Höflichkeit.

Scherze und Anekdoten, gesammelt von **Franz Lächler.**

Ein Witzbold erzählte: „Mein Onkel war der höflichste Mann der Welt. Er machte eine Donaureise, das Schiff scheiterte, alle Passagiere fielen ins Wasser. Mein Onkel, dem Tode nahe, tauchte noch einmal auf, schwang seinen Hut mit letzter Kraft und rief: „Meine Herren und Damen! Ich habe die Ehre, mich allerseits gehorsamst zu empfehlen." Sprach's und sank unter."

*

Ein sehr höflicher Mann stand im Parterre eines Theaters vor dem Beginn des Stückes und sah neben sich einen der Schauspieler dieser Bühne stehen. Er wandte sich an ihn mit der Frage: „Haben Sie heute nichts zu tun?" — „Nein!" — „O, das freut mich sehr!"

*

Voltaire schrieb einmal am Schluß eines Briefes: „Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen bei der heutigen drückenden Hitze in Hemdsärmeln schreibe."

*

Ein Weiser sagte einmal: „Höflichkeit ist ein Luftkissen; es ist nichts darinnen, aber es mildert die Stöße des Lebens sehr."

*

Bei der französischen Gesandtschaft in Persien kam im Jahre 1808 ein vornehmer Perser zu dem französischen Gesandten und bat ihn um Entschuldigung wegen der — — — schlechten Witterung.

*

Kästner soll einmal gesagt haben: „Höflichkeit ist in unsrem geselligen Leben dasselbe, was der Zucker im Kaffee ist."

*

Duclos badete einst in der Seine, als ein Wagen am Ufer umgeworfen wurde. Er sprang sogleich ans Ufer, warf einen Mantel über, reichte einer Dame, die aus dem Wagen geworfen worden war, die Hand, um ihr aufzuhelfen und bat dabei sehr um Verzeihung, daß er keine Handschuhe anhabe.

*

Als der Spötter Kästner einst von einer aufdringlichen, aufgeblasenen Dame gefragt wurde, ob er nach ihrem Tode der Leiche folgen werde, antwortete er: „Mit dem größten Vergnügen!"



Bunte Chronik



* **Männliche Dichter mit weiblichem Pseudonym.** Im mittelalterlichen Japan, etwa um die Zeit vom 9. bis zum 13. Jahrhundert, gab es fast nur weibliche Dichter, und diese waren so beliebt, daß man für die Arbeiten männlicher Dichter gar kein Interesse hatte. Das Dichten galt als ausschließliche Beschäftigung der Frauen. Wollte nun aber auch einmal ein männlicher Dichter ein Werk herausgeben, so blieb ihm, um damit Erfolg zu haben, nichts anderes übrig, als es mit einem weiblichen Namen zu zeichnen, ja, er mußte, um zu gefallen, sogar auch bemüht sein, möglichst „weiblich" zu schreiben. Unter dieser seltsamen Geschmacksrichtung des Publikums hatten damals zahlreiche japanische Dichter schwer zu leiden.

*

* **Auch ein Scheidungsgrund.** Mister Gilmour aus Neuyork spielte für sein Leben gern Bridge, und da er nicht jeden Abend einen Partner hatte, heiratete er ein Mädchen unter der Bedingung, daß sie täglich eine Partie mit ihm spiele. Was tut eine Frau nicht alles, wenn sie heiraten kann. Das Mädchen sagte zu, und Mister Gilmour hatte jeden Abend eine Partnerin. Allmählich wurde das ewige Bridgespielen mit ihrem Mann der Frau zu dumm und sie begann zu mogeln, um die Partien schneller zu ihren Gunsten zu entscheiden. Der Mann als gewiegter Spieler merkte das bald und es gab Streit, der damit endete, daß Mister Gilmour die Scheidungsklage einreichte. Vor Gericht gab er als Gründe Kontraktbruch und ständigen Ärger an. Seine Frau habe sich verpflichtet, täglich mit ihm zu spielen, mache aber jede Partie durch Mogeln unmöglich, außerdem ärgere sie ihn dadurch derart, daß er nicht mehr Herr seiner Nerven sei. Die Ehe wurde geschieden, und Mister Gilmour soll zurzeit auf der Suche nach einem neuen Partner sein.

*

* **Hungerkünstler im Tierreich.** Während fast alle Tiere ebenso wie der Mensch ihr ganzes Leben hindurch Nahrung zu sich nehmen, gibt es auch Tiere, die nur einmal im Leben satt werden oder überhaupt niemals fressen. Diese Bescheidensten aller Lebewesen finden sich hauptsächlich im Reich der Insekten, unter denen es Formen gibt, die im ausgebildeten Zustande, wie z. B. manche Schmetterlinge, überhaupt nichts verzehren, ferner blutsaugende Arten, die nur dann ihren Hunger stillen können, wenn sie gerade die eine Tierart antreffen, deren Blut sie als Nahrung brauchen. Da kommt es denn natürlich oft genug vor, daß sie in ihrem kurzen Dasein diesem Tiere nur einmal begegnen und somit nur einmal im Leben satt werden können.



Lustige Rundschau



* **Wenn . . .** Eine Dame steigt in ein Raucherabteil und findet nur einen schlafenden Herrn vor, der natürlich nicht raucht. Doch kaum ist er erwacht, als er eine riesige Brasil herauszieht und vier Sekunden später schwere schwarze Wolken gegen die Decke stößt. — „Sehen Sie nicht, daß eine Dame Ihnen gegenübersitzt?", ruft sie entsetzt aus. — „Wieso?", fragt der Herr gleichmütig. — „Nun Sie rauchen doch." — „In einem Raucherabteil, gewiß. Hier bedarf ich Ihrer gütigen Erlaubnis nicht." — „Sie sind ja ein reizender Mensch. Wenn ich Ihre Frau wäre, würde ich Ihnen Gift in den Kaffee träufeln." — Der Herr verneigte sich. — „Wenn Sie meine Frau wären, würde ich ihn trinken."

Aribert.

Verantwortlich für die Schriftleitung **M. Hepke** in Bromberg.
Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.